

Konzepte zur Erfassung der kulturellen Marginalität von Minderheiten

Endruweit, Günter

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Endruweit, G. (1979). Konzepte zur Erfassung der kulturellen Marginalität von Minderheiten. In R. Mackensen, & F. Sagebiel (Hrsg.), *Soziologische Analysen: Referate aus den Veranstaltungen der Sektionen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und der ad-hoc-Gruppen beim 19. Deutschen Soziologentag (Berlin, 17.-20. April 1979)* (S. 84-96). Berlin: Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-136944>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Konzepte zur Erfassung der kulturellen Marginalität von Minderheiten (Kurzfassung)

Günter Endruweit

Wenn im Beitrag der Sektion Entwicklungssoziologie zum Generalthema "Sozialer Wandel in Westeuropa" des Soziologentages 1979 von Minderheiten die Rede ist, kann es sich nur um nationale, regionale oder ähnliche Minderheiten handeln, also um eine Art, die sich von Obdachlosen, Lesbierinnen u.ä. unterscheidet. Damit ist auch eine spezifische Art von kultureller Marginalität gemeint. Das bedeutet nun aber nicht, daß auch besondere Minderheiten- und Marginalitätskonzepte notwendig sind. Vielmehr scheint es theorie-systematisch vorteilhaft, von allgemeinen Begriffen auszugehen; deshalb soll deren hier gemeinte Definition vorangestellt werden.

1) Minderheit

Was eine Minderheit ist, kann statistisch schnell bestimmt werden: alles was die 50-Prozent-Marke nicht erreicht. Einen solchen Ansatz findet man prompt auch bei Soziologen¹.

In neueren Ansätzen findet man oft farbigere Definitionen. So bezeichnet Günter Hartfiel als Minderheiten "Bevölkerungsgruppen innerhalb einer Gesellschaft, die sich durch bestimmte soziale, kulturelle oder ethnisch-rassische Merkmale von der als 'normal' geltenden, allgemein anerkannten und die gültigen Werte und Eigenschaften repräsentierenden Mehrheit unterscheiden."² Da aber auch gegen diese Begriffsbestimmung Einwände vorgebracht werden können³, soll die folgende Definition benutzt werden: eine Minderheit ist ein soziales Subjekt⁴, das den kleineren Teil der Mitglieder eines sozialen Systems umfaßt und dessen Angehörige sich von den Angehörigen der Mehrheit durch eine andere Ausprägung des Merkmals unterscheiden, welches das Kriterium für die Einteilung in Mehrheit und Minderheit bildet.⁵

2) Marginalität

Als eigener Begriff ist Marginalität noch nicht durchgehend verbreitet. Häufig spricht man nur vom marginal man, also dem Träger von Marginalität; im Deutschen auch als Randseiter oder Randpersönlichkeit bezeichnet. Dabei sitzt man, seit Robert E. Park den Begriff in die Fachsprache einführte⁶, bedenkenlos dem leider öfter in der Soziologie zu bemerkenden US-amerikanischen Ethnozentrismus auf, nachdem man als marginal nur solche Personen bezeichnet, die auf dem Rande zwischen zwei Gesellschaften, Gruppen, Kulturen o.ä. balancieren⁷. Für die Begriffsgeschichte insgesamt sei auf Peter Waldmann verwiesen⁸. Hier sollen nur ein paar Bemerkungen folgen, die für den Zusammenhang mit Minderheiten wichtig erscheinen.

Der ursprüngliche Ansatz hat sich inzwischen als falsch erwiesen. Unter den marginalen Personen sind viele, die ohne Wanderung zwischen zwei Systemen nur am Rande des einen stehen, und sie sind auch keineswegs immer die soziale Hefe, als die Park und Stonequist sie ansahen. Daher scheint es zweckmäßig zu sein, eine sich erst langsam andeutende Tendenz weiterzuführen und Marginalität in einem viel weiteren Sinne zu sehen als bisher. Die Wanderer zwischen zwei sozialen Systemen wären dann weiterhin ein wichtiger Beispielsfall für Marginalität, aber nicht mehr. In der Hauptsache ist Marginalität nur aus dem Blickwinkel eines einzigen sozialen Systems zu betrachten, aus dem Blickwinkel des Bezugssystems. Der Marginalbereich wäre dabei durch seinen Abstand zum Zentralbereich definiert. Höchstens in zweiter Linie wäre interessant, ob die Personen im Randbereich dort sind, weil sie in einem zweiten System relativ stark (Beispiel Gastarbeiter) oder abnehmend (Beispiel: Einwanderer) verwurzelt sind, ob sie wegen ihrer Orientierung zu einer Subkultur in der Gesamtgesellschaft marginal sind oder deswegen, weil sie individuelle Abweicher ohne andere soziale Integration sind. Damit wäre Marginalität ein regelmäßiges Phänomen in allen, zumindest größeren, sozialen Kategorien, weil ein verschiedener Zentralitätsgrad der sozialen Positionen in allen Systemen genauso regelmäßig ist wie in der sozialen Gruppe: "Dans un groupe quel qu'il soit ... certains individus

sont moins membre que les autres. Ils s'intéressent moins à ce qui se fait dans le groupe, ils en espèrent moins, et ils en intériorisent moins les règles"⁹, wobei aber hinzuzufügen wäre, daß Marginalisierung nicht nur ein autonomer Akt des Individuums sein kann, sondern auch ein ihm von den anderen aufgezwungener Prozeß.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich, daß Marginalität am zweckmäßigsten in bezug auf die Gesamtgesellschaft zu definieren ist, und zwar als Gegensatz und/oder Komplement zur sozialen Zentralität. Idealtypisch wird unter Gesellschaft nur das verstanden, was im Zentralbereich liegt; von diesen Merkmalen des Gesellschaftsbegriffs ist also auszugehen.

Als Gesellschaft bezeichnet Niklas Luhmann in der ihm eigentümlichen Art "das jeweils umfassendste System menschlichen Zusammenlebens", und er schließt diese Definition mit der Feststellung: "Über weitere einschränkende Merkmale besteht kein Einverständnis"¹⁰. Indessen kann man doch versuchen, andere Gesellschaftsbegriffe¹¹ auf ihre häufigsten wesentlichen Merkmale zu durchmustern. Damit läßt sich sagen, daß man in den meisten Fällen unter Gesellschaft ein allgemeinstes soziales System versteht, das zumindest noch zwei weitere Merkmale gleichzeitig besitzt: ein Mindestmaß an Organisiertheit und an gemeinsamer Kultur. Als volles Mitglied der Gesellschaft, im Zentralbereich also, würde man jemand ansehen, der im Organisationsgefüge eine prinzipiell gleichberechtigte Position innehat und der die wesentlichen Merkmale der Kultur dieser Gesellschaft besitzt.

Im Gegensatz zu eben beschriebenen Zentralität wäre Marginalität ein sozialer Katalysator¹², der eine Konsequenz daraus ist, daß eine Person von der Interaktion in der sozialen Organisation (teilweise) ausgeschlossen ist und/oder wesentlich andere kulturelle Muster aufweist als die Personen im Zentralbereich der Gesellschaft.

3) Minderheit und Marginalität

Aus dem Vorangegangenen wird deutlich, daß hier vorgeschlagen wird, Minderheit und Marginalität deutlich zu trennen. Das ist durchaus üblich. Wenn ein Minderheitenbegriff vorgestellt wird, gibt es meistens im selben oder im folgenden Satz einen Hinweis auf Diskriminierung, Unterdrückung u.ä.¹³. Im Extremfall führt das sogar dazu, daß "Minderheit" und "Randgruppe" als Synonyme betrachtet werden¹⁴.

Das ist natürlich falsch. Als Beweis dafür gibt es sogar einen besonders schönen: unsere Damen. Sie sind in allen Industriegesellschaften in der Mehrheit; an Diskriminierung durch die minoritären male chauvinists soll es indessen immer noch nicht fehlen. Auch die sog. "Alten" werden diskriminiert, obwohl es nur eine Frage der Altersgrenze in der Rentengesetzgebung ist, ob sie eine Minderheit oder eine Mehrheit sind. Es gibt aber auch umgekehrt Beispiele dafür, daß Minderheiten keineswegs immer nur die Benachteiligten sind. Privilegien genießen sie nicht immer nur dann, wenn sie sich diese gegen den Widerstand der Mehrheit reservieren; vielmehr ist etwa für Eliten darauf hingewiesen worden, daß sie üblicherweise zu den allgemeingesellschaftlich besonders geschätzten Minderheiten gehören. Parallelen gibt es auch bei den nationalen Minderheiten: die DDR machte zeitweise erhebliche Anstrengungen, um möglichst viele Bürger zu veranlassen, sich den Mühen sorbischer Kommunikation zu unterziehen, und in der BRD ist die dänische Minderheit in Schleswig-Holstein als einzige Gruppe von der 5-Prozent-Klausel des Wahlrechts ausgenommen.

Es mag durchaus sein, daß Minderheiten "in der Regel" marginal sind. Aber weil es eben nur in der Regel und nicht stets so ist, ist die apriorische, definitorische Assoziation von Minderheit und Marginalität falsch¹⁵. Sie kann uns auch zu leicht von der Frage ablenken, welches Strukturelement in der Mehrheit Ursache oder Auslöser der Marginalisierung ist und welches Folge davon. In irgendeinem Merkmal ist jeder in jeder Gesellschaft Mitglied einer Minderheit, ohne deswegen sogleich in die Marginalität zu geraten. Dagegen kann jemand wegen eines einzigen Merkmals zu einer Rand"gruppe"¹⁶ gehören, obwohl er in allen an-

deren Merkmalen mehr dem sozialen Durchschnittsmaß entspricht als Personen, die nicht marginalisiert sind. Die deutschen Juden hatten immer jüdische Vorfahren. Aber erst ab 1933 wurde an dieses Datum ein bis dahin für unmöglich gehaltener Marginalisierungsterror geknüpft. Umgekehrt gibt es soziale Kategorien, die in jeder Gesellschaft in der Minderheit sind, etwa die Homosexuellen, die aber in einer Gesellschaft marginalisiert werden, in der anderen nicht.

Minderheitenmerkmale sind relativ konstant. Bei der Rassenzugehörigkeit ist das klar; es gilt aber auch für Sprache, Kulturnormen und sogar für Beruf, Religion und simplere soziale Verhaltensweisen. Ob sie aber zur Marginalisierung führen oder nicht, ist stets von weiteren sozialen Umständen abhängig. Lediglich aus der Minderheitenlage folgt keine Marginalisierung: Tabakschnupfer und Kokain-Schnupfer sind beide in der Minderheit. Eine notwendige Vorstufe für die Marginalisierung ist wohl die Definition einer statistischen Minderheit auch als soziale Minderheit¹⁷. Das kann die Mehrheit machen oder die Minderheit selbst; in der Regel tun es wohl beide. Insofern sind manchmal auch die Minderheiten selbst Auslöser einer späteren Marginalisierung; aber zwangsläufig ist diese noch nicht mit der Selbst- oder Fremddefinition als soziale Minderheit verbunden.

4) Typen der kulturellen Marginalität von Minderheiten

Wir hatten vorhin Marginalität als Konsequenz aus zwei möglichen Ursachen gesehen: entweder aus mindestens teilweisem Ausschluß von der Partizipation in der sozialen Organisation oder aus mindestens teilweiser Diskongruenz der Kulturmuster einer Minderheit.

Die erste Form, die wir partizipative Marginalität nennen wollen, ist besonders häufig ein politisches Marginalisierungsinstrument, mit dem die Mehrheit Minderheiten unterdrückt. Sie ist überhaupt der historische Angelpunkt der Minderheitendiskussion, die mit dem Entstehen der modernen Nationalstaaten in Europa aufkam. In der Monarchie alten Typs

war das Herrscherhaus Symbol der Einheit für eine oft recht heterogene Bevölkerung. Der Nationalstaat, gerade der demokratische, brauchte zu seiner Legitimierung die These von der Einheit zwischen Gesellschaft und Staat. Da konnten nationale, kulturelle Minderheiten nur stören, und ihre Diskriminierung erschien dann sogar als eufunktional oder auch notwendig für die Integration der Mehrheit; in manchen Gebieten Afrikas und Asiens erscheint das gerade im Nachdruck.

Diese, in der Regel politische, Form der partizipativen Marginalisierung wird hier aber nur erwähnt, weil sie oft eine - zumindest vorgeschützte - Konsequenz oder Begleiterscheinung der kulturellen Marginalität ist, um die es hier eigentlich geht. Das gilt etwa für die Benachteiligung der Gastarbeiter, bei denen die kulturelle Marginalität oft gar Inkongruenz ist, aber auch für Einwanderer, die z.B. in vielen Orten der Schweiz die vollen bürgerlichen Partizipationsrechte erst erhalten, wenn sie in einer formellen Prüfung ihre kulturelle Zentralität nachgewiesen haben.

Wenn man nun Marginalitätstypen von Minderheiten im Hinblick auf ihr Verhältnis zur Mehrheit im Staatsverband unterscheiden will, lassen sich die folgenden drei Arten feststellen:

a) Die statische Marginalität

Sie finden wir in der Regel dann, wenn eine soziale Kategorie schon als integriertes System bestand, als es mit der gegenwärtigen Mehrheit in Kontakt kam, und wenn es diese Systemintegrität und -identität i.S. der strukturell-funktionalen Theorie aufrechterhielt. Das sind zunächst solche Minderheiten, die manchmal als primäre bezeichnet werden, weil sie erst dadurch Minderheit wurden, daß sie unter die Kontrolle einer anderen Gesellschaft gerieten.

Im Gegensatz zur originären politischen Marginalität, die meistens von der Mehrheit gegenüber der Minderheit als Diskriminationsmittel benutzt wird, ist die statische kulturelle Marginalität oft von der Minderheit selbst gewollt; sie versuchen, so ihre traditionellen Unterschiede zu bewahren¹⁸, um gerade dadurch die statische Marginalität zu erhalten. Dabei werden negative Reaktionen der Mehrheit häufig in Kauf genommen,

auch wenn diese - was fast die Regel ist - in politischer Marginalisierung bestehen.

Entsprechend unserer Behauptung am Eingang dieses Unterabschnittes könnte man vermuten, daß die Zahl der Minderheiten in statischer Marginalität nicht mehr zunehmen könne, weil in Europa die Zeit der Grenzverschiebungen zu Ende zu sein scheint. Südtiroler, Elsässer, Slowenen in Österreich, Skipetaren in Jugoslawien und einige andere scheinen damit die letzten ihrer Art zu sein. Es ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß sich neue dynamisch-zentrifugale Marginalität in statische verwandelt, eben weil neue Grenzen unwahrscheinlich sind.

b) Die dynamisch-zentrifugale Marginalität

Dynamische Marginalität unterscheidet sich von der statischen ganz schlicht dadurch, daß sie im Betrachtungszeitraum entweder zu- oder abnimmt. Die zunehmende nennen wir dynamisch-zentrifugal, weil sie sich immer mehr von der Zentralität entfernt und dazu tendiert, eine echtere "Gegenkultur" zu werden als die meistens doch nur von der Zentralkultur schmarotzenden teildevianten Lebens- und Denkweisen, welche in der Soziologie heute als counter-culture bezeichnet werden.

Diese Form ist wohl der Regelfall einer von den Betroffenen selbst gewünschten und herbeigeführten kulturellen Marginalität. Jedenfalls ist kaum ein Fall bekannt, indem die Mehrheit eine assimilierte Minderheit gegen deren Willen in die kulturelle Marginalität abdrängte; zu diskriminierender Ausdifferenzierung von Minderheiten pflegt man da eher die partizipative Marginalität zu wählen.

Beispiele für dynamisch-zentrifugale Marginalisierung sind viele neue Regionalismen, die vor allem in Frankreich aufgetreten sind. Zwar gab es da schon immer ein paar Gegenden, in denen ein Französisch gesprochen wurde, das dem Pariser etwas merkwürdig vorkam. Aber neuerdings wird in diesen Gegenden Okzitanisch oder Bretonisch immer mehr verbreitet, und das nicht nur von volkstümlichen Sängern mit Marktlückeninstinkt. Immer mehr wird, wie zuvor schon im stets eigenwilligeren Korsika, eine größere Autonomie in Kultur und regionaler Selbstverwaltung

verlangt und damit das traditionelle französische Gesellschafts- und Staatsverständnis in Frage gestellt. In der Schweiz gar ist den jurassischen Gemeinden die Trennung vom übrigen Kanton Bern gelungen. Und was in Jugoslawien noch alles passieren kann, ist kaum zu ahnen.

c) Die dynamisch-zentripetale Marginalität

Nimmt die Marginalität im Untersuchungszeitraum ab, nähern sich also die Kulturmuster der Minderheit denen der Mehrheit, so soll von dynamisch-zentripetaler Marginalität gesprochen werden.

Dies ist die einzige Form kultureller Marginalität, für die wirklich das gilt, was Emilio Willems - allerdings auf der Grundlage der alten Konzepte von Park - noch als allgemein gültig behauptete, nämlich, daß "marginalité culturelle est, comme toutes les crises, passagère"¹⁹.

Die dynamisch-zentripetale Marginalität geht also in Zentralität über. Damit verliert die Minderheit ihre kulturelle Marginalität. Ob sie damit auch ihre Minderheiteneigenschaft verliert, hängt nur davon ab, ob eben diese auf den kulturellen Divergenzen beruhte oder auf etwas anderem.

Dynamisch-zentripetale Marginalität können wir vermutlich bei den früheren Deutschen in Nordschleswig und bei den Dänischgesinnten in Südschleswig feststellen. Ebenso scheinen sich die Rätoromanen der Schweiz der tripolaren Gesamtkultur anzupassen. Auch die Savoyards, von denen einige vor knapp zwanzig Jahren noch selbstbewußt den 100. Jahrestag des Anschlusses Frankreichs an Savoyen feierten, scheinen jetzt eher endgültig in Frankreich aufzugehen als die Abgrenzungsgemühungen anderer Regionen zu übernehmen. Allgemeine Vermutung ist, daß kulturelle Marginalität umso eher zentripetal wird, je kleiner die Minderheit ist und je mehr ihre Strukturen denen der Mehrheit ähneln²⁰.

5) Bedingungen und Funktionen der kulturellen Marginalität von Minderheiten

Es ist in der Soziologie eine übliche Denkweise geworden, ohne jegliche Erklärung Marginalität und Marginalisierung mit negativen Vorzeichen zu versehen. Da so etwas immer verdächtig ist, sollten ein paar grundsätzliche Überlegungen zur Funktion der Marginalisierung nicht fehlen. Dazu wurde schon gesagt: "La marge fonctionne socialement comme processus d'énonciation de la différence"²¹. Wenn wir in diesem Zusammenhang nun an die strukturell-funktionale Theorie denken, gegen die auch ich vielerlei Bedenken habe, dann finden wir darin einige Axiome über Selbsterhaltung sozialer Systeme, über die normativen Integrationsfunktionen und über die Problematik der System-Umwelt-Abgrenzung, gegen die so wenig zu sagen ist, daß in der Tat auch kaum etwas dagegen gesagt wurde.

Aus dieser Sicht muß Marginalität nicht nur als ein verständliches, sondern sogar als ein notwendiges Element der Sozialstruktur angesehen werden. Historisch ist es überdies schon ein Ergebnis sozialer Liberalisierung: Marginalisierte sind immerhin noch Mitglieder der Gesellschaft - Mitglieder, für die manchmal mit erheblichen sozialen Leistungen der Mehrheit gesorgt wird; in Zeiten, als man weniger marginalisierte, hatte man dafür mehr Ausgestoßene, Vogelfreie, Friedlose und displaced persons - Menschen, die nicht einmal mehr am Rande einer Gesellschaft waren. Wenn heute einerseits der Raum für Reservate immer rarer, andererseits die Komplexitätsanforderungen an die Gesellschaft immer zwingender werden, dann erscheint der sozialen Praxis die Marginalisierung mit einigem Recht als humanitärer Kompromiß zwischen der oft unmöglichen Totalintegration und dem Völkermord, wie er in Brasilien und Umgebung an Indio-Stämmen verübt wird, oder der Euthanasie, die manche blauäugig als ideale Lösung für einige Randgruppenprobleme vorschlagen.

Sehen wir uns diese eufunktionalen Gesichtspunkte von Marginalisierung aber einmal im Hinblick auf die üblichen Anknüpfungspunkte für Marginalisierung an, wird das Problem sogleich zweigeteilt. Der übliche Vor-

gang der Marginalisierung von Minderheiten setzt voraus, daß die Minderheiten als solche identifizierbar sind. Dafür gibt es nur zwei Möglichkeiten: das physische Sein oder das soziale Verhalten²². Die erste hat mit der Systemidentität eufunktional nur dann etwas zu tun, wenn das Gesellschaftsbild auf einer Art Korporalsästhetik beruht. In kleinräumigeren Gesellschaften mag der andere Teint, die andere Nasenform oder Haarstruktur wirklich ein valider Indikator für weitere Diskrepanzen sozial relevanterer Art gewesen sein; heute sind diese Unterschiede nur optischer Art, und es besteht die Hoffnung, daß diese sozio-kulturellen Fossile der Kleinstaaterei doch einmal aussterben. Differenzen im sozialen Verhalten dagegen sind sicherlich nicht immer so gering, daß man die soziale Identität noch gewahrt sehen kann, wenn man die Abweichungen nicht zugleich als sozial marginal erklärt.

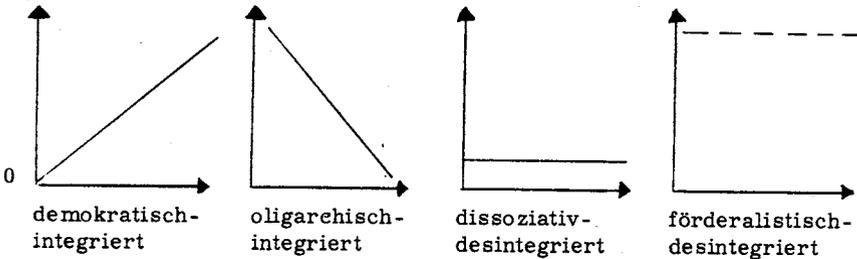
An das Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit ließe sich ein kompletter Ansatz zur Sozialstrukturanalyse anfügen; hier müssen die wenigen Andeutungen genügen.

6) Überwindung der Marginalisierung von Minderheiten

Wenn festgestellt werden kann, daß Marginalität in relativ kurzen Zeiträumen entstehen, aber auch wieder verschwinden kann, dann liegt die Frage nahe, ob Marginalisierung als Phänomen nicht überhaupt überwunden werden kann, jedenfalls soweit sie die nationalen Minderheiten betrifft, obwohl auch über diese Art behauptet wird, sie "can cease to exist as a minority in one of two ways: it can be exterminated, or its members can be totally amalgamated and assimilated into the dominant category"²³.

Diese düsteren Aussichten scheinen aber unbegründet, wenn wir ein paar allgemeine soziologische Erkenntnisse mit historischen Erfahrungen in Europa kombinieren. In der Organisationssoziologie gibt es ein bekanntes Schema, mit dem die Kontrolle in Organisationen typenmäßig erfaßt werden kann²⁴.

Diese Überlegungen lassen sich nun auch auf das Marginalitätsproblem übertragen. Kulturelle Marginalität einer Minderheit entsteht dadurch, daß die von ihr vertretenen Wert- und Verhaltensmuster andere sind als die der Mehrheit. Daher können wir Gesellschaften auch danach unterscheiden, bis zu welchem Grad solche Normen in ihr überhaupt definiert werden und wieviele jeweils an der Definition beteiligt sind bzw. sie teilen. Trägt man nun auf der senkrechten Koordinate die Zentralität der Norm ab, auf der waagerechten die Beteiligung an der Definition, erhalten wir im Hinblick auf die kulturelle Integration die folgenden Gesellschaftstypen:



Dabei sind die beiden linken Typen integrierte Gesellschaften, d.h. sie streben einen hohen Konsens über einheitliche Normen an. Die demokratisch integrierte Gesellschaft ist das Bild, das man üblicherweise vor Augen hat: Dissens über Normen ist bei den weniger zentralen unproblematisch, dort sind viele Variationen möglich, ohne daß Marginalität droht; je zentraler die Normen aber werden, desto eher gerät der Dissident in Marginalität. In der oligarchisch integrierten werden die zentraleren Normen nur von wenigen aufgestellt, die dann mit verstärkter Sanktion auf Einhaltung durch eventuelle Opponenten achten, und nur bei weniger wichtigen Normen wird breitere Partizipation im Normdefinitionsprozeß zugelassen.

Von diesen Gesellschaften unterscheiden sich die beiden rechten Typen dadurch, daß sie tendenziell auf eine einheitliche Wertordnung verzichten. Die dissoziativ-desintegrierte macht es dadurch, daß sie überhaupt auf soziale Normen von hoher Zentralität keinen Wert legt und sich mehr oder weniger nur auf einen gemeinsamen way of life festlegt; ein schwie-

riges Problem bleibt natürlich, bis zu welcher Grenze partizipative Gemeinsamkeit durch Verzicht auf normative Gemeinsamkeit erkaufte werden kann. In der föderalistisch desintegrierten Gesellschaft ist es genau umgekehrt, hier soll ein hohes Niveau an Normierung erreicht werden bei gleichzeitig hoher Partizipation; das ist nur dann möglich, wenn Autonomiebereiche anerkannt werden, die durch die Unterbrechung der Linie angedeutet sind.

Da nach aller Erfahrung mit politischem Föderalismus auch der kulturelle Föderalismus einhergeht, nimmt es nicht wunder, daß gerade in den Minderheitsregionen die Neigung zu einer politischen Föderation Europas besonders stark ist. Vielleicht ist diese politisch-organisatorische Überwindung des einheitlichen Nationalstaats aus dem 18. und 19. Jahrhundert auch der Anfang vom Ende des Minderheitenproblems.

Anmerkungen

- 1 Z.B. bei Theodorson, George A. and Achilles G.: A Modern Dictionary of Sociology, London: Methuen 1970, S. 243; Waldmann, Peter: Der Begriff der Marginalität in der neuen Soziologie, in: Civitas 13 (1974), S. 127-148, hier, S. 128.
- 2 Hartfiel, Günter: Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart: Kröner 1972, S. 439.
- 3 Minderheiten sind nicht immer Gruppen. Es gibt sie auch in Einheiten unterhalb der Gesellschaftsebene usw.
- 4 Zu diesem Begriff Endruweit, Günter: Le concept de sociologie, in: Revue de l'Institut de Sociologie, Université Libre de Bruxelles, No. 3-4/1977, S. 443-467, hier: S. 449.
- 5 Ähnlich Francis, Em erich K.: Soziologie der Minderheiten, in: Görres-Gesellschaft (Hg.): Staatslexikon, 6. Aufl., 5. Band, Freiburg: Herder 1960, Sp. 715.
- 6 Park, Robert E.: Human Migration and the Marginal Man, in: AJS 33 (1928), S. 881-893.

- 7 Hartfiel, S. 542; Theodorson, S. 243; Waldmann, S. 128.
- 8 Waldmann, S. 127-148.
- 9 Mendras, Henri: *Eléments de sociologie*, 4ème éd., Paris: Colin 1967, S. 111.
- 10 Niklas Luhmann bei Fuchs, Werner u.a. (Hg.): *Lexikon zur Soziologie*, Reinbek: Rowohlt 1975, S. 235.
- 11 Z.B. Hartfiel, S. 227; Theodorson, S. 398.
- 12 Dazu Endruweit, S. 450.
- 13 Vgl. Hartfiel, S. 439; Francis, Sp. 716 und 7171; Theodorson, S. 258.
- 14 Willems, Emilio: *Dictionnaire de sociologie*, 2ème éd., Paris: Rivière 1970, S. 200.
- 15 In meiner Ankündigung des Vortrags (Deutsche Gesellschaft für Soziologie, Hg.: *Sozialer Wandel in Westeuropa*, Berlin: TUB, Dok. aktuell 3/1979, S. 60) stand es noch anders, also falsch.
- 16 Vgl. dazu auch Waldmann, Peter: *Marginalgruppe - Subkultur - Minorität; ein Abgrenzungsvorschlag*, in: *Schriften der Philosophischen Fakultät der Universität Augsburg*, Nr. 1, Augsburg 1977, S. 51-67, hier: S. 61.
- 17 Rose, Arnold M.: *Minorities*, in: Sills, David L. (ed.): *International Encyclopedia of the Social Sciences*, Vol. 10, New York: Macmillan/Free Press 1968, S. 365-371, hier: S. 365.
- 18 Vgl. auch Rose, S. 368.
- 19 Willems, S. 186.
- 20 Monane, Joseph H.: *A Sociology of Human Systems*, New York: Appleton-Century-Crofts 1967, S. 153, 160 m.w.N.
- 21 Souchon, Henri: *Qu'est-ce qu'une marge?*, St. Cyr au Mont d'Or: Août 1978 (manuscript), S. 6.
- 22 Mack, Raymond W./ Young, Kimball: *Sociology and Social Life*, 4th ed., New York: American Book Co. 1968, S. 190.
- 23 Mack/Young, S. 198.
- 24 Tannenbaum, Arnold S./Kahn, Robert L.: *Organizational Control Structure*, in: *Human Relations X* (1957), S. 127-140.